Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 8

Artikel: Benito Cereno : Seefahrer-Roman. Teil 8
Autor: Melville, Herman
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

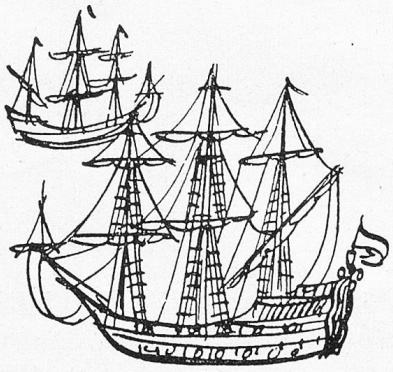
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Benito Cereno

SEEFAHRER-ROMAN VON HERMAN MELVILLE



Copyright by Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich

8

Aber kein Haarwasser, keine Treue und keine Herzlichkeit vermochten den Spanier froher zu stimmen. Da er auf dem Stuhl sitzen blieb und wieder in seinen abweisenden Trübsinn zurücksank, musste Kapitän Delano glauben, seine Anwesenheit sei wohl augenblicklich unerwünscht. Er zog sich daher zurück, indem er vorgab, nach den Anzeichen der vorausgesagten Brise sehen zu wollen.

Wie er auf dem Weg zum Hauptmast einen Augenblick stehen blieb und sich die ihm irgendwie unbehagliche Szene noch einmal durch den Kopf gehen liess, vernahm er plötzlich von der Offiziersmesse her ein Geräusch. Er wandte sich um und erkannte den Neger, der die Hand gegen die Wange drückte. Beim Näherkommen bemerkte Kapitän Delano, dass die Wange blutete. Er wollte eben fragen, da gab ihm das klagende Selbstgespräch des Negers die gewünschte Aufklärung.

«Ach, wann wird Master endlich wieder gesund? Die böse Krankheit macht sein Herz bös, nur darum konnte er Babo so etwas tun. Er hat Babo mit dem Rasiermesser geschnitten, weil Babo, ohne zu wollen, Master einen einzigen kleinen Kratzer gemacht hat, und nur einmal nach so vielen Tagen. Ach, ach . . .» und er drückte die Hand wieder ans Gesicht.

Kann es denn sein, dachte Kapitän Delano. Hat er mich durch sein mürrisches Wesen nur darum vertrieben, weil er sein spanisches Mütchen an diesem armen Gesellen kühlen wollte? Was für hässliche Leidenschaften weckt dieser Sklavenhandel im Menschen! Armer Kerl!

Er wollte eigentlich dem Neger Trost zusprechen, eine unbegreifliche Scheu hielt ihn jedoch davon ab.

Als er die Offiziersmesse betreten wollte, erschienen eben Herr und Diener im Eingang. Don Benito stützte sich auf den Schwarzen, als ob nichts geschehen wäre.

Also nur ein kleiner Liebeszwist, dachte Kapitän Delano, zog Don Benito in ein Gespräch und ging langsam mit ihm auf und ab.

Doch schon nach wenigen Schritten kam der Steward — ein grosser Mulatte, der wie ein Radjah aussah und nach orientalischer Art mit einem aus drei oder vier Madrastüchern[24] gefalteten Pagodenturban aufgeputzt war, der sich ihm in übereinandergetürmten Windungen um den Kopf schlang — und verkündete mit östlicher Feierlichkeit, dass das Mittagessen bereit sei.

Dann lief er vor den beiden Kapitänen her, wobei er sich unter Lächeln und Verbeugungen bei jedem Schritt umwandte und sie schliesslich in die Kajüte hineinkomplimentierte. Vor soviel bestrickendem Glanz drohte der kleine barhäuptige Babo völlig zu verschwinden und mass denn auch den feinen Steward mit ziemlich scheelem Blick, als spüre er selber die eigne Unzulänglichkeit.

Kapitän Delano glaubte, dieses eifersüchtige Lauern rühre wenigstens teilweise von jener Abneigung her, die der reinrassige Neger oft gegen den Mischling empfindet. Was den Steward anlangte, so sah sein Auftreten nicht eben nach viel Würde und Selbstgefühl aus, verriet aber dafür um so mehr das Bedürfnis, gegen jedermann gefällig zu sein — was ihm doppelt anzurechnen war, da er damit ein christliches und ein Chesterfieldsches[25] Gebot zugleich erfüllte.

Der Mulatte trug die eigentümliche Gesichtsfarbe des Bastards, seine Züge dagegen waren, wie Kapitän Delano angelegentlich feststellte, von europäischer, ja klassischer Prägung.

«Don Benito», flüsterte er, «es macht mir Freude, Euern Oberhofzeremonienmeister hier kennen zu lernen. Sein Anblick widerlegt das hässliche Wort, das ich einst von einem Pflanzer auf Barbados hörte: bei einem Mulatten mit europäischem Gesicht heisse es aufgepasst, das seien wahre Teufel. Euer Steward hier hat ebenmässigere Züge als Kö-

nig Georg von England und dennoch verbeugt er sich und nickt und lächelt: ein König — jawohl, der König aller treuen und höflichen Herzen. Und auch seine Stimme— wie wohltuend!»

«Durchaus, Señor.»

«Sagt, Don Benito, ist er nicht stets, seit Ihr ihn kennt, ein guter, trefflicher Kerl gewesen?» fragte Kapitän Delano und blieb stehen, während der Steward mit einer letzten Kniebeuge in der Kajüte verschwand.

«Francesco ist ein guter Mensch», antwortete Don Benito ziemlich matt, wie einer, der schläfrig etwas anerkennt und weder schmeicheln noch tadeln will.

«Ich dachte es mir. Es wäre doch merkwürdig und würde uns Weissen ein bedenkliches Zeugnis ausstellen, wenn ein paar Tropfen unseres Bluts den afrikanischen Lebenssaft wie Schwefelsäure zersetzen könnten, so dass er höchstens heller, doch nicht gesünder wird.»

«Zweifellos, zweifellos, Señor. Doch —» mit einem Blick auf Babo — «lassen wir die Neger. Was Ihr Pflanzer behauptet, das habe ich über die spanisch-indianischen Mischlinge in unsern Provinzen schon sagen hören. Jedoch verstehe ich nicht viel davon», setzte er gleichgültig hinzu.

Unterdessen waren sie endlich in die Kajüte gelangt. Das Mittagsmahl war bescheiden. Kapitän Delanos frischer Fisch, Kürbisse, Zwieback und Pökelfleisch, die aufgehobene Flasche Apfelwein und die letzte Flasche Canary[26] der «San Domingo».

Beim Eintreten sahen sie Francesco mit drei Gehilfen um den Tisch huschen und die letzten Anordnungen treffen. Sowie sie ihren Herrn erblickten, verschwanden die Diener. Francesco zog sich mit einer lächelnden Verbeugung zurück, worauf der Spanier, ohne sie überhaupt nur eines Blickes zu würdigen, seinem Gast etwas verwöhnt erklärte, er lege keinen Wert auf übereifrige Bedienung.

Ohne Tischgenossen liessen sich Gastgeber und Gast an den entgegengesetzten Enden der Tafel nieder, wobei Don Benito mit einer Handbewegung Kapitän Delano einlud, Platz zu nehmen und bei all seiner Schwäche darauf bestand, dass der Gast sich zuerst setze. Der Neger schob Don Benito einen Teppich unter die Füsse, steckte ihm ein Kissen in den Rücken und stellte sich dann nicht hinter seinem Herrn, sondern hinter Kapitän Delano auf. Der war zunächst etwas betroffen davon, aber es zeigte sich gleich, dass der Schwarze nur seinem Herrn zuliebe diesen Platz gewählt hatte, denn so konnte er ihm den leisesten Wunsch von den Augen lesen.

«Das ist ja ein ungewöhnlich kluger Bursche, Don Benito, flüsterte Kapitän Delano über den Tisch.

«Wohl wahr, Señor.»

Während der Mahlzeit brachte der Gast das Gespräch noch einmal auf Don Benitos Reisebericht und bat da und dort um genauere Ergänzung. So hätte er gerne gewusst, warum Skorbut und Fieber nur unter den Weissen so verheerend gewütet habe, während von den Schwarzen mehr als die Hälfte davongekommen sei.

Da fingen des Spaniers Hände zu zittern an, sein Gesicht wurde fahler, und seine Antwort klang abgerissen, als hätte ihm diese Frage alle Schrecken der Seuche wieder vor Augen gebracht und ihn wehmütig an seine Einsamkeit in der Kajüte erinnert, wo er früher so manchen Freund und Offizier um sich hatte.

Doch gleich darauf schien eine irrsinnige Angst vor der Gegenwart diese überdeutlichen Erinnerungen zu verdrängen. Mit aufgerissenen Augen sah er vor sich ins Leere, bis sich der Starrblick an der Hand des Dieners brach, die ihm den Canary herüberschob. Ein paar Schlückchen davon vermochten ihn endlich ein wenig zu beleben. Er murmelte etwas von der Körperbeschaffenheit der verschiedenen Rassen, und meinte, dass die eine gegen gewisse Krankheiten besser gewappnet sei als die andere, ein Gedanke, der seinem Gefährten neu war.

Kapitän Delano hätte jetzt gerne die finanzielle Seite seiner Hilfeleistung, vor allem was die neue Segelausrüstung und ähnliches anlangte, zur Sprache gebracht, denn er schuldete seinen Reedern strenge Rechenschaft.

Da er aber, was ganz begreiflich war, diese Angelegenheit lieber unter vier Augen verhandelt hätte, hoffte er, dass der Diener sich gelegentlich entferne. Don Benito würde ihn doch wohl ein paar Minuten entbehren können. Er liess sich vorläufig jedoch nichts anmerken, da er erwartete, Don Benito würde im Lauf der Unterhaltung das Angemessene dieses Wunsches von sich aus einsehen.

Aber davon war keine Rede. Schliesslich warf er Don Benito einen dringlichen Blick zu, deutete mit dem Daumen nach hinten und flüsterte: «Verzeiht, Don Benito, aber es ist mir unter diesen Umständen nicht möglich, mich über unsere Angelegenheit frei zu äussern.»

Der Spanier wechselte die Farbe. Offenbar nahm er den Wink als eine Verunglimpfung seines Dieners übel. Nach kurzem Schweigen versicherte er seinem Gast, der Schwarze sei harmlos, und

seine Anwesenheit könne daher keinerlei Schaden stiften. Seit dem Tod der Offiziere habe er Babo — der, wie sich nun zeigte, früher die Aufsicht über die Sklaven führte — nicht nur zum ständigen Begleiter und Gefährten erwählt, sondern auch zu seinem Vertrauten in allen Angelegenheiten gemacht.

Darauf liess sich nicht mehr viel antworten. Doch konnte Kapitän Delano einen Anflug von Verstimmtheit kaum unterdrücken. Sogar dieser bescheidene Wunsch wurde ihm abgeschlagen; abgeschlagen obendrein von einem Menschen, dem er so handgreifliche Dienste zu leisten vorhatte. Wahrscheinlich nur wieder sein Querkopf, dachte er, schenkte sich ein und ging zum Geschäftlichen über.

Man setzte den Preis für Segel und Zubehör fest. Aber der Amerikaner musste bald erkennen, dass sein Angebot, das vorher doch mit fiebriger Erregung begrüsst worden war, nur noch kühler Teilnahmslosigkeit begegnete. Tatsächlich schien Don Benito bei all diesen Einzelheiten bloss mühsam und aus reiner Höflichkeit zuzuhören, ohne zu bedenken, dass es hier ja um einen gewichtigen Vorteil für ihn und sein ganzes Unternehmen ging.

Bald wurde er noch verschlossener, und jeder Versuch, mit ihm in ein zwangloses Gespräch zu kommen, misslang. Von seiner galligen Laune gestochen, sass er da und zupfte am Bart; während die Hand des Dieners, vergeblich und stumm wie die Hand an der Wand[27], ihm langsam den Canary zuschob.

Als sie gespeist hatten, liessen sie sich auf die Polster der Heckback nieder; der Diener schob seinem Herrn wiederum ein Kissen in den Rücken. Bei der immer noch anhaltenden Windstille war die Luft nun unerträglich schwül. Don Benito seufzte schwer, als finde er keinen Atem.

«Könnte man nicht zur Messe hinaufgehen?» sagte Kapitän Delano, «es ist dort luftiger.»

Aber der Gastgeber blieb schweigend sitzen und rührte sich nicht.

Inzwischen war der Diener mit einem grossen Federfächer vor ihn hingekniet. Dann kam Francesco auf den Zehenspitzen herein und reichte dem Neger einen kleinen Becher voll aromatischen Wassers, mit dem er seinem Herrn von Zeit zu Zeit die Stirn netzte und ihm dabei, wie ein Kindermädchen seinem Pflegling, das Haar den Schläfen nach glatt strich.

Er sagte kein Wort; nur das Auge ruhte in dem seines Herrn, als wollte er Don Benitos Trübsal durch diesen Anblick stummer Hingabe lindern.

Endlich, als die Schiffsglocke zwei Uhr schlug, erkannte man durch die Kajütenfenster, wie sich die Wasserfläche leicht und von der willkommenen Seite her zu kräuseln begann.

«Endlich!» rief Kapitän Delano, «was habe ich gesagt, Don Benito?» Er war aufgesprungen, und seine Stimme klang freudig erregt, weil er mit dieser Nachricht auch seinen Gefährten wachzurütteln hoffte.

Doch obgleich der karminrote Vorhang des Heckfensters in diesem Augenblick gegen Don Benitos fahle Wangen flatterte, schien der sich über die Brise noch weniger zu freuen als über die Flaute vorhin.

Armer Kerl, dachte Kapitän Delano. Bittere Erfahrung wird ihn gelehrt haben, dass eine Welle noch keinen Wind macht, wie eine Schwalbe noch keinen Sommer. Doch diesmal wird er sich irren. Ich will ihm sein Schiff vor Anker bringen, dass er mirs glaube.

Mit einem flüchtigen Hinweis auf Don Benitos Schwächezustand bat er ihn, nur ruhig sitzenzubleiben; er, Kapitän Delano, wolle mit Vergnügen dafür sorgen, dass dieser Wind möglichst gut ausgenützt werde.

*

Als er aus der Kabine aufs Deck hinaustreten wollte, erschreckte ihn die unvermutete Gestalt Atufals, der riesengross und unbeweglich an der Schwelle stand wie einer jener Torhüter aus schwarzem Marmor, die die ägyptischen Grabkammern bewachen. Aber diesmal war es ein rein körperlicher Schreck. Denn wie Atufal, der sich bei all seiner Verstocktheit so fügsam erwies, jetzt vor ihm stand, da hob sich seine Erscheinung scharf von den Beilputzern ab, die ruhig an der Arbeit sassen.

Hier wie dort gewann man die Ueberzeugung, dass Don Benito, so schlaff sein Regiment auch sein mochte, dennoch den wildesten und hünenhaftesten Menschen kleinkriegen konnte, sobald es ihm nur beliebte.

Kapitän Delano riss ein Sprachrohr von der Reling und schritt ohne weiteres zum Vorderrand des Achterdecks hinüber, von wo er in seinem besten Spanisch die Befehle ausgab. Die paar Matrosen und die Menge der Neger machten die gleich frohen Gesichter und gingen gehorsam daran, dem Schiff Kurs auf den Hafen zu geben.

Er liess eben einen tieferes Leesegel[28] setzen, als plötzlich eine Stimme hinter ihm seine Weisungen genau wiederholte. Wie er sich umwandte, erkannte er Babo, der nun unter dem Kommando

des Lotsen seine ursprüngliche Rolle als Obmann der Schwarzen wieder übernommen hatte.

Seine Unterstützung erwies sich als sehr wertvoll. Gleich waren ein paar zerfezte Segel und verzogene Rahen wieder in gehörige Ordnung gebracht; und jede Segelleine, jedes Tau wurde unter dem heiteren Gesang der begeisterten Neger gezogen.

Sie sind nicht schlecht, dachte Kapitän Delano. Ein wenig Uebung und sie könnten prächtige Seeleute werden. — Seh ich recht? Sogar die Frauen helfen mit und singen. Gewiss Aschanti-Negerinnen, die so treffliche Soldaten abgeben sollen. — Aber wer soll ans Steuer? Dafür brauch ich einen guten Mann.

Er ging nach achtern.

Die «San Domingo» steuerte mit einer schwerfälligen Pinne[29], von der die Seile über zwei grosse Rollen zum Ruder liefen. An jeder Rolle stand ein Schwarzer; dazwischen auf dem verantwortlichen Posten an der Pinne ein spanischer Matrose. Sein Gesicht sagte deutlich, dass auch in ihm wie in den andern die Brise neue Zuversicht und Hoffnung angefacht hatte. Uebringens war es derselbe, der vorhin bei der Ankerwinde eine so befangene Miene zu Schau getragen hatte.

«Ach, Ihr seid's», rief Kapitän Delano. «Jetzt aber Schluss mit der Kopfhängerei — gradaus geschaut und das Schiff immer so am Kurs gehalten! Ihr habt eine sichere Hand, was ich seh, und möchtet doch in den Hafen kommen, oder?»

«Si, Señor», sagte der Mann mit unterdrücktem Kichern, und packte die Pinne noch fester. Die beiden Schwarzen beobachteten ihn dabei von der Seite, ohne dass der Amerikaner etwas bemerkte.

Am Steuer war alles in Ordnung, und so ging Kapitän Delano, der Lotse, aufs Vorderschiff, um nachzusehen, wie dort die Dinge standen. Jetzt hatte das Schiff genug Fahrt, um gegen die Strömung anzukommen; die Brise musste gegen Abend eher noch auffrischen.

Schliesslich war alles getan, was im Augenblick erforderlich war. Kapitän Delano gab den Matrosen seine letzten Weisungen und wandte sich dann nach achtern, um Don Benito in der Kajüte Bericht abzulegen. Da er den Diener auf Deck beschäftigt wusste, war es vielleicht auch die Hoffnung, endlich ein paar Minuten unter vier Augen plaudern zu können, was ihn zu Don Benito trieb.

Unterhalb des Achterdecks führten aus entgegengesetzten Seiten zwei Zugänge zur Kajüte, von denen der eine weiter vorn lag und darum eine etwas längere Passage hatte. Kapitän Delano vergewisserte sich, dass der Diener noch oben auf dem Achterdeck war und wählte die nähere Türe, die noch immer von Atufal bewacht wurde. Er schritt hastig voran und blieb erst vor der Kabine einen Augenblick stehen, um ein wenig zu verschnaufen. Dann trat er ein, die ersten Worte seines Berichtes schon auf der Zunge. Wie er dem Spanier, der noch immer auf der Heckbank sass, entgegenging, hörte er jemand im gleichen Schritt näherkommen, und unter der andern Tür erschien, ein Servierbrett vor sich her tragend, der Diener.

Zum Teufel mit diesem anhänglichen Kerl, dachte Kapitän Delano. Muss der mir schon wieder über den Weg laufen.

Wahrscheinlich wäre sein Aerger noch grösser gewesen, wenn ihm die Brise nicht eine so gute und zuversichtliche Laune eingeblasen hätte. Einen kleinen Stich fühlte er aber doch, weil ihm plötzlich war, als stände Babo mit Atufal im Einverständnis.

«Don Benito», sagte er, «ich bringe Euch gute Nachricht. Der Wind wird sich halten und wird noch zunehmen. Uebrigens steht der Hüne, Eure lebende Uhr Atufal, draussen. Natürlich auf Eueren Befehl, nehm ich an?»

Don Benito schreckte zurück, als sei ihm ein spöttischer Hieb versetzt worden, aber so geschickt hinter der höflichen Form verschanzt, dass es unmöglich war, zurückzuschlagen.

Wie einer, der bei lebendigem Leib geschunden wird, dachte Kapitän Delano. Wo man ihn anrührt, zuckt er zusammen.

Der Diener trat herzu und rückte ein Kissen zurecht. Jetzt schien sich der Spanier zu erinnern, was der gute Ton von ihm verlangte und erwiderte steif: «Ihr habt recht. Der Sklave steht auf meinen Befehl, wo Ihr ihn gesehen habt. Wenn ich unten bin zu der ihm bestimmten Stunde, muss er an jener Stelle meine Rückkehr abwarten.»

«Aber erlaubt, Don Benito, habt Ihr denn ganz vergessen, dass der Bursche ein König war?» Und lächelnd fügte er hinzu: «Ich fürchte, Don Benito, bei aller Nachsicht, die Ihr zuweilen walten lasst, seid Ihr im Grunde ein gestrenger Herr.»

[24] Madrastuch: buntgegitterter Baumwoll- oder Halbseidenstoff. — [25] Lord Chesterfield schrieb in den vielgelesenen «Briefen an meinen Sohn» (1774), das Ziel unseres Lebens sei, andern Menschen zu gefallen, weil dies uns selber glücklich mache. — [26] Canary: Ein Süsswein von der Art des Madeira, der im 17. und 18. Jahrhundert sehr beliebt war. — [27] «Die Hand an der Wand»: Anspielung auf Daniel, Kap. 5. — [28] Leesegel: Lee = dem Winde abgekehrte Seite. — [29] Pinne: Hebel zum Bewegen des Steuerruders.

(Fortsetzung folgt)